



CORRIDA

ANYA BARTELS-SUERMONDT

COLLECTION ROLF HEYNE

Die Meditationen des José Tomás

Es war vor gut zwanzig Jahren, an einem glutheißen Augustnachmittag in der Arena von Escorial. Hier erlebte ich meinen ersten, richtigen Stierkampf. Alles passte: das Publikum, der Rotwein, Käse, Oliven, das Licht, die Vorfreude. Bis dahin hatte ich, es muss auf Mallorca, in Leon und Santander gewesen sein, nur einige dilettantische Gemetzel gesehen. Damals hatte mich diese Sache mit dem Blut und dem Tod und der poströmischen Quälerei ohnehin nicht ernsthaft interessiert. Denn ich war, wie es einem durch Spanien trampenden jungen Mann zusteht, mächtig verliebt. Was kümmert einen da schon das Blut eines Stieres im wüstenbraunen Sand. In Escorial nun saß ich exponiert, genau über der Stelle am Ende des kahlen Ganges, durch den der Stier hindurch muss, bevor er sich auf die Menschheit einlässt. Bis zu diesem Moment hatte er ein feines Leben auf endlosen andalusischen Weiden hinter sich. Mit anderen zur Keuschheit verdammt Brüder gammelte er durch ein Paradies aus mediterranen Aromen, frischem Quellwasser, gleißender Hitze, Schatten spendenden Steineichen, Herbstwinden, Winterregen und fraß sich voll mit Blutklee und Gras. Aus. Vorbei. Nun stand er zitternd hier in diesem Gang, während aus der Arena künstliche Düfte, verwirrender Lärm und quälende Vibrationen herüberdrangen. Lockend. Drohend.

Dann keuchte und fauchte es unter mir. Es hörte sich an wie die Geburt eines Teufels. Pechschwarz, glänzend vor Schweiß, bebend vor Nervosität, angepeitscht von einer unerlösten, fulminanten Wut, bahnte sich der 600 Kilo-Koloss seinen Weg in das, was ihm die Freiheit schien. Im spärlich bewässerten Sand des Colosseums stürmte er erst hierhin, dann dahin, so als suche er die Lösung eines Rätsels, das ihm dumpf aus dem Rund entgegen schallte. In der Mitte blieb er schließlich stehen – und musterte ganz ruhig die aufsteigenden Ränge hinter der hölzernen Absperrung. Alleine, gottverlassen, durchdrungen von einer düsteren Ahnung.

In diesem Moment geschah etwas Merkwürdiges in mir. Der Lärm wich einer unmenschlichen Ruhe, die Welt stand mit einem Ruck still. Das Bild, wie dieser Stier mit seinen tollkirsch-schwarzen Augen sein Schicksal fixierte, brannte sich in mein Gedächtnis ein. Und auf einmal symbolisierte dieser Stier den Beginn aller Schöpfung, das Eintreten Gottes in seine unwirtliche Welt. Er symbolisierte den Urgedanken und dieser war nackt, brutal, fulminant, roh, wild, maßlos, Furcht erregend, amoralisch und gnadenlos. Dieser archaische Besucher war keiner, der sich Gedanken leistete an den Sündenfall, die Sintflut, Zeus oder die europäische Dosenpfandregelung. Vor mir stand ein Tier von präbiblischer Grausamkeit. Es würde die Menschheit für weitere Jahrtausende in kalte Höhlen treiben. Dort versteckt könnten die Begabteren in ihrer traumatischen Not mattbunte Stierbilder in die Wände kratzen. Für einen Moment spürte ich schmerzlich, welche barbarischen Lüste, Gedanken, Nöte permanent in uns toben und wieviel Kraft es kostet, diesen inneren Vulkan ein Leben lang stillzulegen. Mag sein, dass

wir damit einen Verrat an der Schöpfung begehen. Aber es gehört sich nun mal nicht, einen Kampfstier mitzunehmen, wenn man in der Ritz-Bar kurz einen »Mojito« kippen will.

Erst zwei, drei Stiere später kehrte ich in die Gegenwart Escorials zurück. Was ich dort sah, machte mir klar, dass es ein paar gestandene Kerle braucht, ein paar geschliffene Waffen und viel liturgische Intelligenz um Ordnung ins Chaos zu bekommen, um dem Drama der Zivilisation eine Form zu geben. Wenngleich ohne jede Aussicht auf wirklichen Triumph. Aber hier, an jenem Abend, erzählte mir der Stierkampf die lange Geschichte des Menschenwegs mit all der Schönheit und Traurigkeit, der Aussichtslosigkeit und Hoffnungsfreude, all den Lügen und Wahrheiten.

Im Sommer des Jahres 2000 dann reiste ich mit der Fotografin Anya Bartels-Suermondt für ein deutsches Magazin nach Madrid. Von dort aus begleiteten wir den Jahrhundert-Matador José Tomás zwei Monate lang quer durch dieses zauberhafte Land, vom hitzeversengten, andalusischen Süden hoch in die regensatten baskischen Pyrenäen, durch endlose Sonnenblumenfelder und Olivenhaine, entlang zackiger Bergketten und kalkweißer Windmühlen über den Ebro, durch winzige Dörfer mit Storchennestern bis ins Zentrum der Metropolen.

Der wortkarge José Tomás, der mich an einen Truffaut-Helden erinnert, der in den Bars von St. Germain des Pres fesselnde Frauenbeine bewundert, zeigte mir eine andere Facette der Geschichte. Und hat dabei meine Ansichten über das Leben und über den Tod, mein Empfinden für Schönheit, Größe und Würde, nachhaltig verändert. Er hat mich das *duende* spüren lassen, jenen puren, ungerechten, mysteriösen, engelsflüchtigen, schaurigen Zauber, der nur dem Stierkampf, dem Flamenco und vielleicht noch Gott gehört. Dieser Mann, der im Drama des Stierkampfes versinkt wie gepinselte Ölfarbe in einem Gemälde, ließ mich teilhaben an allen Spielarten seines Sakraldienstes: Todesmut, Ästhetik, Angst, Triumph, Leichtsinn, Magie, Meditation, Besessenheit, Kapitulation, Konzentration, Einsamkeit.

Salamanca, es ist kurz vor 17 Uhr: Auf der Sonnenseite der Arena brennt die Luft. Schwarzhäarige, schmuckbehangene Damen fächern sich graziös Kühlung zu. An ihrer Seite zünden sich die Männer ihre erste Zigarre an. Dann schlägt die Stunde. Der Lärmpegel ebbt ab. Jetzt könnte die Welt untergehen oder der Krieg ausbrechen. Und? Nichts davon würde diese Versammlung im Krater der Arena auch nur im entferntesten interessieren. Es ist 17 Uhr und das ist die Stunde der Stiere.

José Tomás, der als zweiter *matador* an der Reihe ist, steht mit gesenktem Kopf in seiner goldfunkelnden Tracht im *callejon*, dem rundumlaufenden Gang der Arena, und durchlebt still und sehr einsam die immer neue Metamorphose eines normalen jungen Mannes zu einem spanischen National-Heiligen, der gleich das schwankende, schmale Seil betritt, das ihn über Triumph oder Tod führen wird.

Am diesem Tag der September-*feria* in Salamanca sollte José Tomás über sich hinauswachsen. Weil er mitten im Kampf einfach mit dem Kämpfen aufhörte. Sein Weg und der des Stieres trennten sich plötzlich. Der verletzte Stier trottete instinktiv Richtung Schatten und José Tomás lehnte sich diagonal gegenüber an die scharlachrote *barrera* und legte seinen Arm auf das Holz wie auf die Theke einer madrilenischen Flamencobar. Mensch und Tier schauten minutenlang aneinander vorbei, die 12 000 im Publikum tobten vor Zorn. Ein Arena-Angestellter gab

dem Stier schließlich den Gnadenstoß, während José Tomás durch die Hass erfüllte Menge nach draußen ging. Wie Jesus Richtung Golgatha.

Ich werde diesen Moment in meinem Leben nicht vergessen. Dieser *matador*, der sein ganzes Leben in den Stierkampf legt, sich für sein Publikum und dessen Projektionen opfert im wahrsten, klassischen Sinne, nie gesehene Gemälde in die zitternde Luft zaubert und wilde Stiere zu geliebten Verbündeten macht, um sie anschließend zu verraten, weigerte sich, diesen einen, seinen Stier zu töten. Hier war etwas passiert, was die Stierkampfwelt ganz, ganz selten erlebt.

Ich bewundere diesen José Tomás heute noch für diesen Mut zur Rebellion. Seine Miene während dieser endlosen Minuten drückte aus, dass der Kampf, unser aller Kampf, nicht zu gewinnen ist – auch wenn man ihn tausend Mal auf dem Fließband der Illusion zum Sieg umgedeutet hat. Es war eine Kriegserklärung an die Chuzpe des Humanismus. Es war das Eingeständnis unserer Ohnmacht. Aber es gibt einen geheimnisvollen Webfehler im Code der Schöpfung. Er lässt uns als Ausweg die Würde.



